

Militärbischof Dr. Franz-Josef Overbeck

Impulsvortrag

Einkehrtag mit Pfarrern der Militärseelsorge

**- Samstag, 14. März 2015 -
Kath. Militärbischofsamt, Berlin**

Zum Gebetscharakter des Lebens

I.

„Bist du bereit?“, so beginnen die Fragen, die der Bischof uns bei unserer Diakonen- und Priesterweihe stellt. Bei der Diakonenweihe lautet die Frage so: „Bist du bereit, aus dem Geist der Innerlichkeit zu leben, ein Mann des Gebetes zu werden und in diesem Geist das Stundengebet als deinen Dienst, zusammen mit dem Volk Gottes und für dieses Volk, ja, für die ganze Welt, treu zu verrichten?“ Bei der Priesterweihe ist die Frage kürzer gehalten: „Bist du bereit, zusammen mit dem Bischof im Gebet, das uns aufgetragen ist, Gottes Erbarmen für die dir anvertraute Gemeinde zu erleben?“

Noch gut erinnere ich mich an meine Vorbereitung auf die Diakonen- und Priesterweihe; ebenso präsent sind mir meine Gedanken bei jeder Diakonen- und Priesterweihe, die ich selber spenden darf. Da wird in beiden Fragen deutlich, dass es beim Gebet um den ganz nach Innen gerichteten, fast mystischen Aspekt einer Innerlichkeit geht und zugleich um den nach außen und in Gemeinschaft vollzogenen Aspekt, der mit den Mitgläubenden und der Gemeinschaft mit allen Menschen zusammenhängt. Beide Aspekte, der nach innen gewandte und der nach außen gerichtete, gehören unverbrüchlich zusammen. Alle Texte der Heiligen Schrift zum Gebet, die vielfältigen Beschreibungen von Menschen, die sich ins Gebet versenken und aus dem Gebet leben, gipfelnd in den konkreten Gebetsanweisungen des „Vater Unser“, zeigen beide Seiten, das nach innen Gerichtete und das in Gemeinschaft und nach außen Gerichtete. Vor meinen Weihen war ich mir ziemlich sicher, dass ich dieses Versprechen zwar ehrlich abgeben wollte, aber auch wusste, immer wieder darunter zu bleiben. Auch, wenn ich diese Frage an die Weihekandidaten stelle, ist mir dies bewusst. Aus dem Zuspruch, der sich in der Innerlichkeit der Verbindung mit Gott und aus dem Anspruch des Lebens für Gott vor den Menschen ergibt, erwachsen immer große Herausforderungen. Gleichzeitig war und ist mir gerade die Frage bei der Diakonenweihe ein Trost, heißt es doch dort, dass es darum geht, den Geist der Innerlichkeit zu leben, also ein, so übersetze ich es,

kontemplativer Mensch zu sein, sich in einem Werdeprozess von Beten zu befinden, der niemals abgeschlossen ist, eben „Männer des Gebetes *zu werden*“. Verbunden ist dies mit dem Stellvertretungsgedanken, nämlich das Stundengebet in der unzähligen Kette der Psalmenbeter als einen wichtigen Dienst mit dem Volk Gottes und für dieses Volk, also für die ganze Welt zu vollziehen. Auch das gilt: nicht nur den Gemeinschaftscharakter und den Fürbittcharakter hervorzuheben, sondern auch den Stellvertretungscharakter des Betens zu leben. Das Gebetsversprechen bei der Priesterweihe setzt einen etwas anderen Akzent, indem es vor allem die innige Verbindung zwischen Priester und Bischof im Gebet hervorhebt und dann vor allem auf das Erbarmen Gottes setzt, das wir herabrufen sollen, geht es doch um nichts anderes, als um jenes weite Herz, um jene Barmherzigkeit, die das Grundgesetz der Liebe Gottes ist, wie sie uns in Jesus vor Augen tritt.

Ein solches Beten bekommt im Laufe eines priesterlichen Lebens vielfältige Farben. Da gibt es die Zeiten, da es rituell und treu vonstatten geht, jenes Gebet, das wir für andere und mit anderen versprochen haben. Vor allem gilt dies für die Heilige Messe als Gebet, aber auch für das Stundengebet. Dann gibt es jene Zeiten, von denen ich viel berichten kann, in denen kaum ein Wort des Psalms persönlich etwas sagt, es große Stille und schwer erträgliches Schweigen gibt, eben jenes Ausharren in der Wüste und in der Trockenheit, von denen so viele berichten, die sich dem Beten stellen. Es gibt aber ebenso jene Hochzeiten, in denen das freie Gebet das Herz beflügelt, das gesungene Lied das Herz ergreift und die Tränen kommen lässt, wie zugleich jenes Darunterbleiben unter dem Versprechen, weil die Zeit nicht reicht, die Atmosphäre zu unruhig und die Sammlung gar nicht möglich ist. Dazu kommen noch all die vielen Gebete, von denen ich schon im nächsten Augenblick, nachdem ich sie gesprochen habe, nichts mehr weiß, zumal manche scheinbar geist- und eigentlich wortlose Rede, die sich dem rein Formalen des Ritus überlässt. Schließlich gibt es jenes Gebet, an dem wir uns festhalten wie an einem Rettungsanker, jene ganz privaten, stillen Gebete, jene Sätze, die Lebensform geworden sind, jene Worte, die tief ins Herz dringen. Es gibt jene Gebetszeiten der Stille, der Anbetung, der Kontemplation, wie aber auch jenes Müdewerden von so vielem offiziellen Beten, so dass die Zunge mit dem Herzen nicht mehr zusammenschwingen kann. In all dem erfüllt sich auf nüchterne Weise das, was der Geist der Innerlichkeit zum Ausdruck bringt, dass nämlich, wenn wir beten, Gottes Geist in uns betet und wir im Werdeprozess unseres Lebens als „Männer des Gebetes“ nie vollendet sein werden, bis wir in der Ewigkeit im Halleluja, so die Heilige Schrift, unser Gebet vollenden. So ist es mir immer ein Trost, dass ich mich eingebettet weiß in den Gebetsstrom unzähliger frommer und weniger frommer,

wacher und unaufgeregter, leidender und sich freuender Menschen, die immer eines tun, auf welche Weise auch immer: sie rechnen mit Gott, seiner Präsenz und Gegenwart, eingeschlossen diejenigen, die nicht beten, aber umschlossen sind vom stellvertretenden Gebet anderer.

All solches gehört zum Gebetscharakter des Lebens, das sich alltäglich vor, mit und in uns vollzieht. Auf diese Weise sind wir als Priester Männer, die den rechten Umgang mit Gott suchen, bei dem es immer wieder vertrackt und merkwürdig zugeht. Erweist sich Gott doch oft als fremd und befremdlich, manchmal geradezu verkehrt und fordert die Bekehrung von uns. Am Anfang, so die Erfahrung, erwartet jeder Mensch den redenden Gott, der mit seinem Donner eingreift, richtig pompös auftritt, wie einst absolute Könige, und allmächtig ist. Manchmal ist es eben wie bei Hiob, der Gott wie einen Wettersturm erfährt und sich vor diesem wirklich imposanten Gott klein vorkommt und kleinlaut wird. Anders ist aber der Gott des Elia, der als Stimme verschwebenden Schweigen, jenseits aller Massenevents und spektakulären Eingreifens, zuerst die heidnischen Priester der Unwahrheit überführt, um dann als Stille auf die Menschen zuzukommen.

Denn, je länger ein Leben im Gebet währt, umso mehr ist Gott oft mehr als ein unmerkliches Säuseln zu erfahren, eine kaum vernehmbare Stille, verletzlich, zart, uns einhüllend, uns berührend von innen. Auch das ist für uns oft seltsam. Wünschen wir uns doch so vieles im Leben klar, transparent, aufgeklärt, eindeutig. Es ist, als erführen wir Gott wie einen Schleier, der uns schützt, umhüllt und sich verbirgt. Dessen Wahrheit liegt nicht nackt und offen vor Augen, ist nicht jedermann zugänglich. Wir leben, wenn ein solches Erleben des Gebetes zur Erfahrung geronnen ist, eher vor einem uns bewahrenden Geheimnis, in das wir aufgehoben sind. Von daher sagen wir passend: wir wissen *um* Gott. Gott zeit sich wie eine vorsichtige kühne, auch einfühlende Annäherung, um mehr von ihm als Geheimnis zu lernen. Dies ist eine andere Erfahrung als die des eifernden Gottes, wie ihn Paulus als Vertreter der jüdischen Religion erfährt, bevor er bekehrt wird. Und in all diesen Gebetserfahrungen kommt die Frage auf: Wie geht das eigentlich zusammen, dass der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, der Gott, der am Anfang über den Wassern schwebt, eben der Gott Jesu Christi ist, der in seinem Sohn, unter den Augen aller, einen schmachvollen Tod erleidet und seine Jünger „Osteraugen“ lehrt, um ihn, den Auferstandenen, wieder neu sehen lernen zu können. Es sind oft fast unvereinbare Weisen, auch der Dissonanz, der Erfahrbarkeit Gottes, die uns, halten wir uns an die Heilige Schrift, vor Augen treten. Wie oft nicht verfallen Menschen dann ins Klagen und

Jammern, vergessen das Loben, Preisen und Danken. Es ist, als wollten sie gar nicht heraus aus ihrer Menschenhöhle, versinken in sich selbst, im Meer ihrer Bedenken, ihrer traumatischen Erinnerungen und Wahrnehmungen. Aber Spuren und Formen der Gegenwart Gottes mitten im bedrängenden Alltag zu entdecken und ihnen folgen zu können, eine wirkliche Kehre zu dem Gott zu machen, der uns fremd und verkehrt erscheinen mag und doch ganz nahe ist, das ist das Geheimnis, auf das wir setzen und für das wir mit unserem Leben eintreten. Darum auch kommt uns der Gott Jesu Christi und in Jesus selbst Gott im Unscheinbaren und dann wieder im Unverhüllten, im Widerspruch wie in den Polaritäten des Lebens entgegen. Der Mensch, der sich diesem Gott öffnet, lernt zu lauschen und zu hören, in einer feinen Empfindsamkeit für den leisen, zerbrechlichen Augenblick, im Aufbruch aus seiner Angst und seiner Entdeckung, dass Gott in allem Zuhause ist, auch was sich scheinbar für das Denken ausschließt. In all dem ist das Gebet immer wieder ein Schwingen zwischen dem Schweigen und dem Reden, hört sich an wie ein Kommentar zu der reflektierten Erfahrung des Paulus, der davon spricht, dass wir alle nicht wissen, was und wie wir beten sollen (vgl. Röm 8,26). Ein Trost übrigens, dass die Ansicht des Paulus so tief greift und sich verbittet, in einer genauen Arithmetik zu beschreiben, was ein Gebet ist und was nicht.

Es geht uns ferner im Beten so, wie es uns mit der Kirche geht, die von einer hierarchisch sakralen Kirche als Volkskirche der Mehrheit zu einer demütig gewordenen, ausgesetzten, eher gemeinschaftlich-geschwisterlichen Kirche wird. Was im Gebet darin beschäftigt ist genau das, was auch die Kirche auszeichnet. Wir erleben das Gebet wie die Kirche als Ort der Sinnsuche, der Offenheit, der Solidarität und wissen zugleich um ihre Heiligkeit und Wahrheit, wir leben vom Primat Gottes und Christi, brauchen aber doch auch den Bruder Jesus Christus, der mit uns auf dem Weg ist. Wie im Gottesbild, so auch im Kirchenbild: es ist personaler geworden bei einer gleichzeitigen Erweiterung unserer Seelenlandschaften. Darum auch sind uns die vielen Anfragen an das Bittgebet so verständlich wie auch die Theodizeefrage, die uns früher im Raum der Kirche der absoluten Wahrheit und Heiligkeit nicht so schnell über die Lippen gekommen wäre. Darum sind wir heute, so mein Eindruck, sanfter, in vielem auch weniger Menschen der Gottesfurcht als solche der Gottesliebe. Vieles, was wir in den Oosterhuis-Liedern singen, atmet diese Lebensweise als den Kern christlicher Freiheit in unserer radikalisierten Moderne, in der auch wir leben, so wie es Ignatius von Loyola in den Exerzitien (vgl. Nr. 23) durchgespielt hat, der, sich in das eigene Innere wendend, bereit ist, sich um Gottes willen ganz radikal den Menschen auszusetzen. Guardini hat dies einmal in Bezug auf heute „den kargen Glauben“ am Ende der Neuzeit genannt, den

wir lebten. Eine Kurzformel dieses Glaubens ist unser Gebet in einer Welt, in der Gott mit der Laterne nach Menschen sucht, die sich noch für ihn interessieren. Ihm dabei Gesellschaft zu leisten, so habe ich einmal gelesen, schein zu dem Priester heute zu gehören, nicht wehleidig und verlitten, sondern starkmütig und mit Abenteuersinn.

Darum passt es zu unseren Gebetserfahrungen und Gebetsorten gut, was die Bilder der Bibel nicht treffsicherer beschreiben könnten, dass nämlich die Orte der Erfahrung des Göttlichen immer zeigen, dass der Mensch ausgesetzt und herausgehoben ist. Gebet geschieht auf dem *Berg*, hat eben mit der Mühe des Aufstiegs, dem Schauen des Himmels und der Wandlung aller Perspektiven zu tun. Auch mit Freiheit und Berufung, wie mit der Mühseligkeit des Abstiegs in die dunkle Geschichte der Langeweile des Alltags, hinein in die Bewährung, möglicherweise hinein in einen Verrat am Kreuz. Manches Gebet geschieht in der *Höhle*, erinnert an den bergenden Mutterschoß, an den Anfang aller Geschichte, an die Urkräfte der Natur und des Opfers, an die Magie, aber auch an die stille Besinnung. Und es gibt das Gebet in der *Wüste*, wo es um das Abenteuer und den Mut zum ungeschützten Weg geht, um angstfreie Gastlichkeit, um das Vertrauen auf Geleit. Und schließlich findet das Gebet im *Garten* statt, sowohl im Paradies der Schöpfung als auch im Paradies der Vollendung, wo es Versöhnung gibt zwischen Natur, Kultur, Himmel und Erde, Licht und Wasser, Arbeit und Gnade, Anfang und Vollendung, Amen und Halleluja. Ein Abbild dieser verschiedenen Erfahrungen sind u.a. unsere Kirchen in ihrer Architektur und Gestalt, um im Gebet schlicht den Ort zu finden, an dem wir uns als Christen substantiell ernst genommen wissen und selber ernst nehmen. Wir stellen dabei fest, dass das nichts für fundamentalistisch und ideologisch versuchbare Menschen ist, nichts für Kreaturen mit schwachen Nerven, wohl für Beter mit Tiefe und einer sie frei machenden Gottsuche.

Diese Perspektiven von Gebet und Leben möchte ich nun in Bildern fassen, die helfen können, selber die eigene Gebetskultur zu reflektieren, uns nach dem „Wie“ des Einlösens unserer Weiheversprechen zu fragen sowie demütig, gelassen und nachsichtig damit umzugehen.

II.

1. *Das Beten des Angerührten*

Angerührt oder berührt zu sein, betrifft jeden Menschen in existentiell wichtigen Situationen, sei es u. a. des Betens, des Denkens, der Erfahrung oder des Handelns. Wer angerührt ist, der ist von etwas berührt, das gegenwärtig ist. Eine Rührung überkommt uns, bricht unsere Welt auf, fesselt unsere Aufmerksamkeit, hält den Augenblick fest. Wie sind wir im Gebet Angerührte und in welchen tiefen Schichten, wenn wir uns dem Strom des Psalmbetens überlassen, uns der Stille und dem Lauschen öffnen? Der kontemplativen Gebetsweise Raum zu geben, heißt, sich anrühren zu lassen, wenn uns Sünde und Schuld trifft, ebenso wie aber auch eine echte Erfahrung der Liebe. Wenn uns Zufriedenheit, aber auch Ärger und Missgunst anrühren, dann kann das immer ein Anfang von Gebet sein, wo wir Menschen uns im Innersten anrühren lassen und uns göttlich angerührt wissen, denn da beginnt unser Herz über uns hinaus zu wachsen, lässt es die leise Stimme Gottes ein; und in einer großen Weite tun wir immer wieder so den ersten Atemzug eines Gebetes, das anrührt, weil uns Gott darin berührt.

2. *Das Beten des Suchenden*

Wer einmal von Gott angerührt ist, bleibt ein Suchender nach der Tiefe dieser Erfahrung, nach einem genaueren Wissen um das göttliche Gegenüber, nach einem sich Öffnen für diesen eindringenden und zudringlichen Gott. Wer sucht, der kann eben nicht leben, ohne gefunden zu haben; da hat das Gebet des Suchenden seinen Ort. Immer wenn ich suche, habe ich erkannt, dass ich etwas verloren habe, dass etwas vergessen ist oder ich in einer Täuschung gefangen bin, die wahre Wirklichkeit versäumend. Suche besteht darin, Stufen zu gehen, um zu finden. Es recht gilt das für die Gottsuche, die christlich gewendet auch immer Menschensuche ist, Aufbruch ins Unbekannte wie Bekannte, eben Hinweis auf den Weg, der zu gehen ist, um Gott als die alles bestimmende Wirklichkeit zu finden. Ein solches Gebet ist wie eine Schule, in die Gott uns schickt, weil er uns sucht, damit wir ihn finden. Philippus im Johannesevangelium sagt es ganz einfach, wenn er am Abschiedsabend, zu Jesus gewendet, sagt: „Herr, zeige uns den Vater, das genügt uns“ (Joh 14,8). Augustinus weiß später, dass unser Herz ruhelos ist, wenn es nicht in Gott ruht, wenn also die Suche nicht in ein Finden übergegangen ist und d. h. in ein Erkennen, antwortet doch Jesus dem Philippus in jenem Gespräch: „Wer mich sieht, der sieht den Vater“ (Joh

14,9).

3. *Das Beten des Herausgeforderten*

Eine Frage, die sich ganz früh in der Bibel findet, lässt mich schon lange nicht los. Als sich Adam mit schlechtem Gewissen vor seinem Gott versteckt, ruft dieser ihm zu: „Wo bist du?“ (Gen 3,8) und etwas später, wenn er Kain fragt: „Wo ist dein Bruder Abel?“ (Gen 4,9). Da fordert Gott den Menschen heraus, unabdingbar. Es gibt keine Ausflucht mehr vor einer solchen Frage, keine Entschuldigung, keinen Trotz und keine angstvolle Flucht, denn für gewöhnlich verbirgt sich Gott hinter den Herausforderungen unseres Alltags und des Lebens, hinter den Vorkommnissen, die anders laufen als gedacht, in den leidvollen, beglückenden, unerklärlich gefügten, aber auch in allen verquerten und misslungenen Situationen. Gerade auch Menschen fordern uns heraus, ihre Augen, ihre Gesichter, ihre Schicksale, ihre Fragen, ihre Bitten. Zwar berührt uns dabei nicht alles in gleicher Weise, aber der Anruf, dass wir herauskommen sollen aus unserer oft oberflächlichen Zuschauermentalität, aus dem Theoretisieren, das nichts kostet und nichts ändert, der ist unabdingbar. Und wie erst ergeht es uns, herausgefordert durch das Sterben und den Tod, durch die Ernsthaftigkeit einer Erkrankung und des Wenigerwerdens? Wie werden wir herausgefordert durch die Andersheit anderer Religionen, anderer Glaubensstile, wie auch durch die ernsthafte Globalisierung unserer Kirche? Das alles hat mir Auseinandersetzung, mit Konflikt, auch mit Streit zu tun, der positiv bewältigt werden will.

Genau hier setzt das Gebet an. Es konfrontiert mit der Absolutheit des göttlichen Anspruchs, mit der Kräftigkeit einer Gegenwart Gottes, der sich keiner entziehen kann; zugleich konfrontiert das Gebet mit dem Fremden, mit der Angst, mit der Dunkelheit, mit der Antwortlosigkeit und in all dem geheimnisvoll mit dem Menschen in seiner Suche nach Erbarmen und Liebe. Herausgefordert sind wir schließlich am meisten durch Jesus Christus selbst, der zum „Zeichen des Widerspruchs“ wird (vgl. Lk 2,34), der in seiner Schutzlosigkeit, Wehrlosigkeit und Reinheit die Frommen seiner Zeit bis aufs Blut reizt. Der aber auch mit seiner harten Rede, mit den Seligpreisungen und dem „Vater Unser“ solche Herausforderungen an andere stellt, dass sie ein Leben lang damit nicht fertig werden. Sich dem zu stellen, hier einzuwilligen in die Nachfolge Jesu Christi, in die Schicksalsgemeinschaft mit ihm,

weil es eben keine Fortbewegung des Menschen auf Gott zu gibt ohne Jesus Christus, das ist der Anspruch, der gerade im Gebet zur Sprache wird. Im solchen Beten sind wir die Herausgeforderten, besonders in unserer Freiheit und Liebesfähigkeit, in der Fähigkeit, schmerzvoll und wach zu schweigen, zu warten und zu hoffen.

4. *Das Beten des Enttäuschten*

Mich fragen Menschen, welchen Sinn das Fürbittgebet habe, da Gott doch bereits alles wisse. Und warum von Gott Gebete so oft nicht erhört würden. Und was es bedeute, ständig in seinem Vertrauen auf Gott herausgefordert zu sein. Den Satz „Ich kann nicht beten!“ wird jeder von uns schon gesprochen haben. Ich weiß es von manchen Situationen meines Lebens, von jener Gebetsnot, die sich in der Unfähigkeit zum Beten ausdrückt, in der der Gang des Lebens und vor allem die Geborgenheit des Anfangs zerbricht. Da wo Kritik, Gegenwind, Scheitern, Zwänge, das Unbehauste, oft auch das Verdrängte zu Wort kommen, da verschlägt es einem die Sprache, auch die Sprache des Gebets. Nicht beten zu können, heißt, nicht nur mit Gott zu ringen, sondern auch sich selbst nicht zu verstehen. Keine Worte von sich für andere zu finden, ist wie eine Einweisung in ein Schweigen, um neu sprechen zu lernen. So kann Gebet auch zu einer Sprachschule werden, für neue Zeiten, neue Fragen, neue Menschen mit ihren Gefühlen, Wahrnehmungen und Erfahrungen, ihrer Sehnsucht und ihrer Suche. So kann aus diesem nicht-beten-Können eine Spur werden zu entdecken, dass wir gereinigt werden, weil uns Gott neu aufscheinen will und weil er will, dass wir die Menschen neu wahrnehmen. Ob die Brückenzeit, in der wir heute stehen, wohl deswegen so voll ist von Enttäuschungen – auch im Gebet -, weil wir nicht frei genug sind, neu zu blicken, neu zu hören, neu zu lauschen und das Alphabet des Gebets wieder neu durchbuchstabieren zu lernen? Ent-täuschung birgt eine große Chance in sich, nämlich neu Gott, der Welt und den Menschen zu begegnen und, sich immer weniger täuschend über sich selbst, auf Gott hin zu ent-wickeln.

III.

Zwei Gebetsworte schließen diesen kleinen Reigen von Perspektiven, mit dem ich Sie einladen möchte, über die Vielperspektivität Ihres Betens nachzusinnen und sich auszutauschen. Die Möglichkeit und Unmöglichkeit zu beten, hängt immer wesentlich mit der Wahrnehmung der Wirklichkeit der Welt und der Wirklichkeit der Menschen zusammen, die mit den Augen Gottes gesehen werden wollen.

Ich lade Sie ein, sich, wie bei einem Emmausgang, zu zweit zusammen zu tun, und, nach dem Maß des Ihnen möglichen Vertrauens, in einen Austausch über Ihr Beten zu kommen und die Geschichte Ihres Betens und aus der Lebensschule, die Ihnen das Beten auferlegt, zu erzählen. Über die Weise Ihrer Innerlichkeit, aber auch über die Erfahrungen, die Sie in Gemeinschaft mit der Kirche und mit vielen Menschen gemacht haben und machen, zu berichten.

1. Wir beenden viele unsere Gebete mit dem Wort „Amen“, einem „So sei es!“. Ein Schlussakkord, der einen Punkt setzt, von dem wir nie genau wissen, welche Wertigkeit er haben kann. Er setzt jedenfalls dem Beten eine Grenze, ob als Bitte, als Klage, als Dank, als Lobpreis. Das „Amen“ gibt unseren Gebetsschalen die Form, mit der wir vor dem Geheimnis stehen, das wir Gott nennen dürfen. Wir werden damit zu Betern in der Nachfolge Jesu, dessen Existenz und Leben Gebet vor, in und zu seinem Vater ist. Wie Jesus übergeben wir damit unser Beten Gott, unserem Vater.
2. Ein anderes Gebetswort, das zu einem Gruß geworden ist, heißt „Adieu“ oder „Adios“. Es ist ein Gruß oder ein erteilter Segen. Es ist auch ein Grußwort in jenem Moment, in dem Menschen sich trennen und verlassen, manchmal für immer. Es ist schließlich ein À-dieu, das sagt: Jeder ist von Gott, jeder ist „A-Dieu“. Jede Beziehung, zu mir selbst und zum anderen, ist von daher, wie die Kernbotschaft des Gebetes es sagt, „Rede von Gott und zu Gott“, eine Rede, die kein Ende setzt, sondern einlädt, in die Endlichkeit unserer Existenz einzukehren und die Wirklichkeit aller Wirklichkeiten, nämlich Gott, neu zu entdecken. Das zu bekräftigen, dass zum „Adieu“ das „Amen“ gehört, das bekräftigt die Gewissheit, dass unser Gebet erhört wird.